

PIERROT
RASCHDORFF

DIE NEUE HÖF- LICH- KEIT

Über eine Tugend
und wie sie uns wieder
zusammenbringt



Klett-Cotta



**PIERROT
RASCHDORFF**

**DIE
NEUE
HÖF-
LICH-
KEIT**

Über eine Tugend
und wie sie uns wieder
zusammenbringt

KLETT-COTTA

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98883-3

E-Book ISBN 978-3-608-12453-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Einleitung	9
Was auf dem Spiel steht	15
Ein Volk unter Druck	29
Eine kleine Bestandsaufnahme	29
Sind wir wirklich so gespalten?	45
Der Mensch ist kooperativ	77
Von der Tugend zur Kultur	89
Höflichkeit jenseits der Nettigkeit	89
Der Knigge: der soziale Kompass fürs Jetzt	102
Warum es nicht um Leitkultur gehen kann	106
Vom Befund zur Haltung	111
Am Anfang war das Wort	117
Das Gespräch als Übung im Zusammenleben	117
Wie sage ich es richtig? Über politisch korrekte Sprache	126
Zwischen den Zeilen	133

Raum für Begegnung	145
Orte, die uns zusammenbringen	145
Rituale wiederentdecken	161
Politik der Höflichkeit	169
Gegen die Angst	169
Führung braucht Haltung	177
Epilog	189
Anmerkungen	195
Register	203

*»Der höfliche Mensch vermeidet es, seinen Fuß auf
den Schatten seines Nachbarn zu stellen.«*

Chinesisches Sprichwort

Einleitung

Warum eine »Neue Höflichkeit«, wo es den Begriff der Höflichkeit doch bereits gibt? Reicht das nicht aus, und ist eine Re-Definition nicht eher semantischer Luxus in diesen Zeiten schwerwiegender Herausforderungen?

Genau diese Skepsis ist berechtigt. Das vorliegende Buch entsteht nicht, weil ich glaube, ein bekanntes Wort künstlich neu erfinden zu müssen. Vielmehr erweist sich der bestehende Begriff in seiner Alltagsbedeutung als zu einseitig und unpolitisch. Höflichkeit wird meist als private Umgangsform verstanden, als Etikette, als Tonlage, als Frage der Erziehung. Das mag im zwischenmenschlichen Miteinander wichtig sein. Politisch reicht es nicht. Denn wir erleben eine Phase, in der nicht nur Positionen auseinanderdriften, sondern die Bedingungen, unter denen wir überhaupt noch streiten können, brüchiger werden. In vielen Gesprächen – privat wie öffentlich – verschiebt sich der Fokus: weg von der Sache, hin zur Zuschreibung. Aussagen werden schneller als Identitätsangriff gelesen (»Wenn du X sagst, greifst du mich an«), und Widerspruch wird zunehmend als Kränkung verbucht. Hinzu kommt eine Öffentlichkeit, in der Aufmerksamkeit nach anderen Regeln verteilt wird als Wahrheit oder Erkenntnis; Zuspitzung, Empörung und Lagerlogik sind derzeit

oft erfolgreicher als Differenzierung. Nicht weil Menschen plötzlich irrational wären, sondern weil Plattformen und Medienökonomien solche Dynamiken strukturell begünstigen.

Das ist nicht neu und bereits in vielen klugen Diagnosen beschrieben worden. Die offene Frage lautet jedoch: Was fehlt oder was braucht es zusätzlich, jenseits von besseren Argumenten, von Appellen an »Fakten« und bloßer moralischer Selbstvergewisserung? Es geht um die Frage, wie ein Leben in Vielfalt gelingt, ohne dass Konflikte in Verachtung kippen. Anders formuliert: Welche kulturellen und sozialen Praktiken stabilisieren eine liberale Demokratie dort, wo sie am verletzlichsten ist, im alltäglichen Umgang, in den Routinen des Sprechens, in der Bereitschaft, das Gegenüber nicht sofort als Feind zu behandeln?

Hier setzt die Idee der Neuen Höflichkeit an. Gemeint ist damit weder »mehr Freundlichkeit« noch Harmoniezwang. Höflichkeit wird häufig in zwei Richtungen missverstanden: entweder als Anpassungsleistung (»So spricht man hier eben«) oder als Tonpolizei (»Sag es so, sonst zählt dein Argument nicht«). Beides führt in die Irre. Die Neue Höflichkeit, die ich vorschlage, ist kein kosmetisches Programm für glatte Oberflächen. Sie ist ein demokratischer Rahmen, sie hält die Freiheit zum Streit hoch und setzt zugleich Grenzen, wo Entwürdigung droht. Sie verhindert nicht den Konflikt, aber sie soll verhindern, dass der Konflikt zur Entmenschlichung wird. Nicht weniger Streit. Besserer Streit.

Damit ist auch gesagt, was sie nicht ist. Die Neue Höflichkeit ist keine Leitkultur, kein kulturelles Korsett, das Zugehörigkeit über Anpassung definiert. Leitkulturdebatten neigen dazu, »Normalität« zu behaupten, und die vermeintliche Nor-

malität gerät dabei schnell zur Waffe gegen diejenigen, die davon abweichen, was meist mit Nachteilen für diese Menschen einhergeht. Die Neue Höflichkeit ist gerade kein Zugehörigkeitstest. Sie ist ein beweglicheres Prinzip, das Vielfalt nicht auflösen will, sondern reguliert, wie Unterschiede zivil verhandelt werden. Sie fragt nicht: Wer gehört dazu? Sie fragt: Wie behandeln wir einander, obwohl wir verschieden sind?

Die Bezugnahme auf Adolph Knigge ist in diesem Sinn kein Griff in die Nostalgiebox. Sie führt vielmehr zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit diesem antiquiert anmutenden Begriff der Höflichkeit.

Knigges Schrift wurde lange auf Benimmregeln reduziert, obwohl sein eigentliches Anliegen gesellschaftlicher Natur war. Regeln des Umgangs sollten ein Zusammenleben ermöglichen, das mehr als bloße Koexistenz bedeutet. Diesen Kern nehme ich ernst, aber ich übersetze ihn in eine Gegenwart, die Knigge so nicht kannte. In eine fragmentierte Öffentlichkeit, in der soziale Medien Konflikte verstärken und finanziell verwerten; in eine Gesellschaft, in der Einsamkeit und soziale Schieflagen Stimmungen hochkochen lassen; in eine politische Kultur, in der Provokation zunehmend als Strategie genutzt wird. Unter solchen Bedingungen ist Höflichkeit nicht Nebensache. Sie wird zu einer Frage der Resilienz.

Dieses Buch gliedert sich in drei Teile; es führt von der Diagnose zur Begründung und schließlich zur Praxis.

Der erste Teil beginnt mit einer kurzen persönlichen Beobachtung, nicht um das Politische zu privatisieren, sondern um zu zeigen, wie sehr die gesellschaftliche Großwetterlage inzwischen in die Mikroszenen des Alltags einsickert. Danach folgt eine Bestandsaufnahme unseres politischen Systems und der Gesellschaft. Dabei gilt es, mit der allzu

pauschalen Vorstellung von der »gespaltenen Gesellschaft« aufzuräumen, ohne die realen Konflikte zu verharmlosen. Nicht jeder Dissens ist Spaltung, nicht jede Härte ist Zerfall. Aber es gibt Verschiebungen, die man ernst nehmen muss, wachsende Unsicherheiten, sinkendes Vertrauen, eine öffentliche Kommunikation, die stärker affektiv funktioniert als deliberativ. Dazu gehört auch eine soziale Schieflage, die in der politischen Debatte erstaunlich oft zum Hintergrundrauschen wird, obwohl sie für Statusangst, Ressentiment und Abwertung ein zentraler Treiber ist. Und dazu gehört die Wirkungsmacht digitaler Plattformen, die nicht nur abbilden, was Menschen denken, sondern Anreize dafür setzen, wie sie denken, sprechen und sich politisch formieren sollen.

Der zweite Teil bildet den Unterbau der Arbeit: Er macht das Menschenbild sichtbar, das allen weiteren Überlegungen zugrunde liegt. Ich gehe dabei bewusst von einem positiven, nicht naiven Menschenbild aus, vom Menschen als fehlbar, aber lernfähig, beziehungsfähig und grundsätzlich zur Verantwortung fähig. Genau daraus ergibt sich die Frage, welche inneren Haltungen ein demokratisches Zusammenleben tatsächlich tragen. Das Kapitel zur Tugendethik klärt deshalb, was hier mit »Tugenden« gemeint ist, keine Moralpredigt, sondern ein Set erlernbarer Fähigkeiten wie Maß, Respekt, Selbstkontrolle und Urteilskraft, also Kompetenzen, ohne die Freiheit und Konfliktfähigkeit schnell ins Leere laufen. Das Kapitel zu Knigge schließt daran an, weil sich Tugenden nicht nur im Kopf, sondern im Umgang zeigen. Es geht weniger um Benimmregeln als um die alltäglichen Formen, mit denen Anerkennung, Rücksicht und Streitkultur praktisch werden.

Der dritte Teil bündelt die Neue Höflichkeit als Praxis, die aus fünf Bausteinen besteht.

1. Dialog: Antworten, um zu verstehen, nicht um zu vernichten, ohne naiv zu sein gegenüber Manipulation, Macht und strategischer Provokation.
2. Ambiguitätstoleranz: mehr Grautöne zulassen, ohne ins Beliebige zu fallen; die Fähigkeit, Mehrdeutigkeit auszuhalten, ohne sich in Feindbilder zu flüchten.
3. Soziale Orte: Räume der Begegnung, in denen Unterschied nicht nur behauptet, sondern erlebt und verhandelt wird, jenseits von Timeline und Tribüne.
4. Rituale: wiederkehrende Formen der Verlässlichkeit, die Halt geben, ohne Folklore zu sein, und die Gemeinschaft als Praxis herstellen.
5. Vorbilder: Solche braucht es besonders in der Politik. Denn bürgerliche Tugenden sind schwer hochzuhalten, wenn öffentliche Akteurinnen und Akteure permanent Enthemmung vorleben und Provokation dabei zur Norm wird.

Die Neue Höflichkeit nimmt damit uns als Individuen ebenso wie Institutionen, Medien und politische Entscheider in die Pflicht. Sie will keinen Konsens erzwingen oder Konflikte beschönigen. Sie will einen Rahmen stärken, in dem Vielfalt nicht in Verachtung endet und Freiheit nicht zur Enthemmung wird. Wenn dieses Buch Hoffnung anbietet, dann nicht als Gefühl, sondern als Möglichkeit, als Einladung zu einem anspruchsvollen Gespräch darüber, wie wir in einer pluralen Demokratie wieder besser miteinander streiten können und warum das keine Nebensache ist, sondern eine Bedingung ihres Fortbestands.

Was auf dem Spiel steht

Ich fahre mit dem Auto Richtung Bad Goisern. Die Sonne scheint, noch nicht so heiß wie im Sommer, aber sie lässt erkennen, dass bald die warme Jahreszeit beginnt. Es ist Anfang April, der Winter, so fühlt es sich für mich an, war diesmal länger. Ich fahre am Wolfgangsee vorbei. Die Sonne spiegelt sich im türkisfarbenen Wasser, und die imposanten Berge zeigen sich im Hintergrund. Ein Gletscher ist noch weiß bedeckt.

Während die Kitesurfer über den See gleiten, verspüre ich bei diesem paradiesischen Anblick eine leise Melancholie. Es war ein zu milder Winter. Die Flüsse sind leer, die Schneeschmelze bleibt aus. So schön alles auf den ersten Blick erscheint, ohne das kleine Wort »noch« lässt sich diese Natur kaum mehr beschreiben.

Ich fahre einen Diesel, zwar mit AdBlue, was das Ganze irgendwie halb so schlimm erscheinen lässt, aber es bleibt ein Verbrenner-Auto. Während die Natur längst sehr deutlich zu erkennen gibt, dass etwas nicht stimmt, machen wir weiter, als ob nichts geschehe.

Als passionierter Kajakfahrer fällt mir auf, dass die Alpenbäche von Jahr zu Jahr weniger Wasser führen. Es wird zunehmend schwierig, überhaupt noch Wildwasser zu finden.

Wir sehen es, wir wissen es, und doch macht die Menschheit in den reichen Industrienationen weitestgehend so weiter wie bisher.

Genau dieses Muster besteht auch in anderen Lebensbereichen fort: das Wissen von Veränderung und das gleichzeitige Festhalten am Bisherigen. Ich denke an den Trip kürzlich nach Italien mit dem Billigflieger übers Wochenende, obwohl ich die Klimazahlen kenne. An das Neun-Euro-T-Shirt für meine Tochter, bei dem mir klar ist, dass irgendjemand in der Kette den wahren Preis bezahlen muss, und an das neue Smartphone, das ich angeschafft habe, obwohl das alte noch funktioniert und ich durchaus Bescheid weiß, unter welchen Bedingungen seltene Erden abgebaut werden.

So ziehen die Gedanken und die schöne Welt an mir vorbei. Ich habe Durst, bleibe aber in meinem Auto sitzen, fahre weiter. Ich möchte nicht allein in einen Billa-Supermarkt gehen, um mir eine Flasche Wasser zu kaufen. Es klingt nach einer Lappalie, fast lächerlich in ihrer Kleinheit. Doch die Furcht, rassistischen Anfeindungen oder Mikroaggressionen ausgeliefert zu sein, lässt sich nicht einfach abschütteln. Ich frage mich täglich: Wie viel Energie habe ich heute, wie viel Kraft, den Blicken standzuhalten, dem Klima des stillen Beobachters, das mich wie ein feiner Nieselregen durchdringt?

Diese Fragen sind eine Art kontinuierlicher Begleiter meines Lebens, ich stelle sie mir jeden Tag – umso mehr hier in Österreich, wo eine Vielzahl der Menschen um mich herum eine rechte Partei gewählt haben. Ich denke an den Bericht der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (FRA) aus dem Jahr 2023, in dem analysiert wurde, wie Schwarze Menschen im Alltag (z. B. Bewerbungsprozesse, Wohnungssuche, Belästigungen auf der Straße) von Rassismus in europäischen Ländern betroffen sind. Ergebnis: Spitzenreiter

mit der höchsten Diskriminierungsrate ist Österreich, dicht gefolgt von Deutschland. Rund zwei Drittel der befragten Schwarzen Menschen in Österreich und Deutschland gaben an, in den letzten zwölf Monaten diskriminiert worden zu sein.¹ Die Befragung wurde schon einmal im Jahr 2016 durchgeführt. Die Rate der beiden Länder hatte sich in der Zwischenzeit fast verdoppelt.

Das ist die Welt, in der ich lebe. Die Frage, ob ich an der Grenze angehalten werde, stelle ich mir eher auf dem Weg zurück, denn da ist mein Heimatland – und vor allem mein Wahlbundesland Bayern – gern mal ablehnend gegenüber Menschen, die nicht weiß sind.

Während ich fahre, höre ich den Podcast »Freiheit Deluxe« von Jagoda Marinić, die ein Gespräch mit dem Politikwissenschaftler Claus Leggewie führt. Sein Name tauchte in etlichen Aufsätzen und Büchern während meines Studiums auf.

Leggewie beginnt mit einem selbst gewählten Zitat zum Thema Freiheit von Albert Camus:

»Das Elend hinderte mich daran zu glauben, dass alles unter der Sonne und in der Geschichte gut sei; die Sonne lehrte mich, dass die Geschichte nicht alles ist.«

Camus' Ausführungen beziehen sich auf seine Kindheits-erfahrungen in Algerien; er erlebte und beobachtete Elend und Ungerechtigkeiten zwischen den Kontinenten. Zugleich weist er in seinem Zitat darauf hin, dass der ausschließliche Blick zurück in die Geschichte nicht ausreicht, um aktuelle Ereignisse und Entwicklungen zu erklären. Die reine Konzentration auf das Negative verdunkelt die Möglichkeit, Hoff-

nung zu sehen und die Zukunft zu gestalten. Camus erinnert mich daran, nicht zu vergessen, dass auch in noch so schrecklichen Situationen etwas Hoffnungsvolles zu finden sein kann.

Claus Leggewie überlässt mich meinen metaphorischen Gedanken zur Sonne. Er führt die Ideen Camus' weiter, dahingehend, dass die Sonne eine uns als Menschen bedingende planetare Entität ist; sie verleiht uns die Energie zu unserer persönlichen Freiheit. Das mag für den einen oder anderen abstrakt klingen. Aber genau diese Kraft brauchen wir, egal von wo sie kommt. Ich sehne mich nach dieser Kraft, um der dunklen Wolke, dem Gefühl der Ausweglosigkeit etwas entgegensetzen zu können.

Kürzlich telefonierte ich mit einer Kollegin aus den USA. Top-Management, wohnhaft im liberalen Los Angeles, Schwarz, weiblich, und das einzige Gefühl, das sie mir entgegenbrachte, war Angst. In nur wenigen Wochen hat es eine weiße männliche Elite vollbracht, ein Land an den Rand faschistischer Strukturen zu manövrieren und die Uhr vor allem für nicht-weiße Menschen zurückzudrehen. Der ehemalige Fußballer, Weltmeister und Intellektuelle Lilian Thuram fragt sich, ob Trump zurück in die Zeit der Sklaverei will. Wenn ich auf die Entwicklung schaue, eine nicht unberechtigte Frage, und ja, die Entwicklungen machen Angst. Eine weiße Elite – so scheint es mir – versucht mit aller Macht, weiße Vorherrschaft aufrechtzuerhalten.

Das zeigt sich bereits in den Maßnahmen, die Trumps Regierung unmittelbar nach ihrem Wahlsieg in Gang setzte: Plötzlich waren Begriffe wie *Diversity*, *Equity* und *Inclusion* regelrecht verboten – Bundesbehörden wurden dazu verpflichtet, sämtliche Programme in diesem Bereich sofort einzustellen. Auch privatwirtschaftliche Unternehmen wurden

angehalten, ihre diesbezüglichen Initiativen zu beenden, und viele größere Firmen folgten dieser Aufforderung. Selbst europäische Unternehmen, die in den USA operieren, und nicht nur diese, wurden gedrängt, sich dem anzuschließen. Die Trump-Regierung schränkte außerdem gezielt den Zugang zur Gesundheitsversorgung für marginalisierte Gruppen ein. Neue Regelungen wurden erlassen, die die Antidiskriminierungsbestimmungen des *Affordable Care Act* aushöhlten. Auch im Umweltbereich zeigt sich diese Ungleichheit: Die Missachtung ökologischer Standards trifft überproportional Schwarze Bürgerinnen und Bürger. Projekte, die zuvor aus Gründen des Umweltschutzes verboten worden waren, wurden nun wieder aufgenommen. Häufig betrifft das die Förderung von Rohstoffen oder riskante Pipeline-Projekte, die durch ärmere Viertel führen, in denen vorwiegend Schwarze Menschen leben. Rechtsinstrumente, die einst zur Bekämpfung von Diskriminierung geschaffen wurden, werden systematisch zurückgefahren oder abgeschafft. Gleichzeitig wird daran gearbeitet, das Geschichtsbild der USA umzuschreiben. Eine Geschichte, die unweigerlich mit Kolonialismus, Sklaverei und strukturellem Rassismus verbunden ist, soll umgedeutet werden. Aus öffentlichen Bibliotheken werden beispielsweise historisch-kritische Bücher entfernt.

Natürlich regt sich Protest. Einige dieser Maßnahmen wurden von Gerichten gestoppt. Und dennoch bleibt ein bedrückender Eindruck: Es geht hier nicht um normale politische Prozesse innerhalb einer Demokratie. Es geht um deren Aushöhlung, um das gezielte Ignorieren, vielleicht sogar die Abschaffung demokratischer Werte.

Diese Entwicklung macht vor Europa nicht halt. Allein wie oft inzwischen trumpistische Muster – Feindmarkierung, Invasionsmetaphern, demonstrative Geringschätzung von

Nuancen – in europäischen Debatten auftauchen, sollte uns aufhorchen lassen.² Für viele marginalisierte Menschen ist Angst damit nicht nur ein privates Gefühl, sondern eine politische Begleitmusik. Ausgrenzung wird nicht mehr moralisch problematisiert, sondern als »notwendige Maßnahme« gerahmt. Zwar werden rassistische Narrative dabei häufig nicht offen vertreten, aber sie werden rhetorisch mittransportiert, und gerade das macht sie anschlussfähig.

Dann gelten ganze Stadtviertel pauschal als »Problemzonen«, weil dort viele Menschen mit Migrationsgeschichte leben; es ist von »Flüchtlingswellen« die Rede, die »uns überrollen«; »Remigration« drängt als scheinbar nüchterner Fachbegriff in den Mainstream; Musliminnen mit Kopftuch kommen in Debatten primär als Sicherheitsrisiko oder Integrationsproblem vor. Das sind Erzählungen, die Zugehörigkeit hierarchisieren und damit schleichend normalisieren, dass manche Leben weniger Schutz, weniger Stimme, weniger Würde beanspruchen dürfen.

Mir fällt ein weiterer Bekannter aus meiner Studienzeit ein: Umberto Eco und seine 14 Kriterien zur Erkennung faschistischer Strukturen. Diese Punkte, die heute fast schon ikonisch wirken, waren zentraler Bestandteil einer Rede, die Eco am 25. April 1995 an der Columbia University in New York hielt. Eine Rede, die, so denkt man unweigerlich, heute in dieser Form wohl kaum noch möglich wäre.

Eco sprach anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung Italiens vom Faschismus. Seine Thesen sind nicht bloß theoretischer Natur, sondern entspringen tiefster persönlicher Erfahrung: Als Kind hat er den italienischen Faschismus unter Mussolini selbst miterlebt. Die 14 Punkte, die er aufstellt, sind weniger ein historischer Rückblick als vielmehr eine Art Frühwarnsystem, ein Instrument, das helfen kann,

autoritäre und demokratiefeindliche Entwicklungen zu erkennen, damals wie heute.

Natürlich: Wer will, kann anhand dieser Punkte schnell den Untergang heraufbeschwören. Es ist leicht, sie wie ein Brennglas auf die Gegenwart zu richten und apokalyptische Schlüsse zu ziehen, ganz im Sinne eines »Es ist ohnehin schon zu spät«. Aber darauf will ich gar nicht hinaus. Ich glaube eher, dass Ecos Beobachtungen wichtige Hinweise geben, um wachsam zu bleiben, gerade in einer Gesellschaft, die sich immer öfter in die Bequemlichkeit zurückzieht, in der Menschen sich angewöhnt haben, bei bestimmten politischen Entwicklungen wegzusehen, oder schlicht zu müde sind, um aktiv gegen faschistische Tendenzen anzugehen:

Erstens: Der Kult der Tradition. Ob bei der AfD oder in der Trump-Regierung – der rückwärtsgewandte Blick in ein vermeintlich »besseres Früher« ist zentral. Dieses Früher ist oft diffus, verklärt und ideologisch überhöht, aber es dient der Legitimierung politischer Ziele im Jetzt.

Zweitens: Die Ablehnung der Moderne. Fortschrittliche Konzepte wie etwa Diversity-Management, inklusive Sprache oder Maßnahmen zur sozialen Gerechtigkeit werden nicht nur abgelehnt, sondern aktiv diffamiert – als »Genderwahn« oder »Meinungsdiktatur«.

Drittens: Der Kult der Aktion um der Aktion willen. Eine beunruhigende Entwicklung unserer Zeit liegt in der zunehmenden Entwertung von Wahrheit. Nicht mehr das Argument zählt, sondern die Wirkung. Lügen werden strategisch eingesetzt, um Aufmerksamkeit zu erzeugen und Emotionen zu mobilisieren. Entscheidend ist nicht, ob eine Aussage wahr ist, sondern ob sie

Resonanz findet. Was eine Politikerin wie Alice Weidel öffentlich sagt, verliert damit an Bedeutung, ihre Worte dienen weniger der Kommunikation von Inhalten als der Inszenierung von Haltung. Denken gilt als Schwäche, Reflexion als Verzögerung, Zweifel als Mangel an Entschlossenheit.

Viertens: Die Angst vor dem Andersartigen. Rechte Politik braucht ein Feindbild und findet es in marginalisierten Gruppen, am liebsten Menschen, die nicht weiß sind. Alte rassistische Narrative werden wiederbelebt und dienen dazu, gegen diese Gruppen zu hetzen und sich dabei selbst moralisch zu überhöhen.

Fünftens: Die Ablehnung des Andersseins. Im Denken rechter Ideologien braucht es eine klar definierte Gegenseite. Wer fremd ist, soll fremd bleiben als Bedrohung, als Projektionsfläche für alles, was »uns« angeblich gefährdet.

Sechstens: Der Appell an Frustration. Rechtspopulisten sprechen gezielt Menschen an, die sich von der Politik vergessen fühlen. Sie inszenieren sich als Anwälte der »kleinen Leute«, auch wenn ihre Programme oft genau das Gegenteil nahelegen.

Siebtens: Die Obsession mit Verschwörungen. Erzählt wird von geheimen Eliten, die das Volk manipulieren oder ausbeuten. Solche Narrative sind extrem wirksam und werden von populistischen Akteurinnen und Akteuren systematisch gestreut.

Achtens: Die Erzählung von der Macht der »Fremden«. Sie klingt heute oft so: »Die kriegen alles, wir nichts.« Dabei werden Geflüchtete gleichzeitig als Belastung und als Bedrohung beschrieben: »Die leben auf unsere Kosten« und »Die nehmen uns

etwas weg«. Dieser Widerspruch ist Teil der Wirkung, er verbindet Abwertung und Angst zu einem Feindbild. Wo Menschen Knappheit spüren (Wohnkosten, Arbeitsmarkt etc.), ist die Versuchung groß, eine einfache Ursache zu suchen. Statt über viele Gründe zu sprechen, zeigt das Narrativ schnell auf einen Schuldigen: »die Fremden«.

Neuntens: Kriegsrhetorik. Das Leben wird als dauerhafter Ausnahmezustand beschrieben. Die Gesellschaft sei im »Kampf«, im »Widerstand«, im »Krieg« gegen das System, gegen die da oben, gegen »die Anderen«.

Zehntens: Verachtung der Schwachen. Stärke gilt als moralisch überlegen. Schwäche, sei es physisch, sozial oder wirtschaftlich, wird als Versagen betrachtet, als etwas, das nicht zur Gesellschaft gehört.

Elftens: Der »Volkswille« gegen das Parlament. Auch aktuell wieder ein beliebtes Narrativ: Die AfD behauptet, »für das Volk« zu sprechen und stellt demokratische Institutionen als korrupt, elitär oder volksfern dar.

Zwölftens: Erhalt des Patriarchats und Heldentums. Die Ablehnung von queeren Identitäten, alternativen Familienmodellen und Geschlechtergerechtigkeit hat ihren Ursprung in einem überkommenen Männerbild, das ständig reproduziert wird.

Dreizehntes: Selektiver Populismus. Das Individuum mit all seiner Vielschichtigkeit wird abgelehnt. Stattdessen wird ein »wahres Volk« konstruiert, aus dem man sich gezielt nur diejenigen herausucht, die ins eigene Weltbild passen.

Vierzehntes: Einfache Sprache. Trump, die AfD oder andere Rechtspopulisten kommunizieren in bewusst simplen, aufgeladenen Begriffen. Komplexität wird vermieden, Sprache verarmt und bietet trotzdem (oder gerade deshalb) maximale Deutungsmacht.

Auch wenn natürlich verkürzt wiedergegeben, ist diese Liste für mich bereits ein Angstmoment. Denn so viele von Umberto Ecos Punkten treffen auf heutige Tendenzen zu.

Ecos 14 Punkte sind keine historische Fußnote, sie sind ein Prüfstein für unsere Gegenwart. Und vielleicht brauchen wir genau diese Erinnerung, um nicht in Passivität zu verfallen.

Ich halte es für problematisch, jede politische oder gesellschaftliche Tendenz sofort mit den Entwicklungen der 1930er-Jahre und dem Aufkommen der NS-Zeit zu vergleichen. Nicht, weil der Vergleich grundsätzlich unzulässig wäre, im Gegenteil: Die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit bleibt zentral. Aber ich glaube, dass diese reflexhafte Gleichsetzung häufig den Blick für die vielschichtigen, mitunter schleichenden autoritären Tendenzen in der Gegenwart verstellt. Faschismus tritt nicht immer in exakt demselben historischen Gewand auf. Seine Erscheinungsformen sind je nach Zeit, Gesellschaft und politischem Klima unterschiedlich, das macht ihn umso gefährlicher.

Was mir ebenfalls Sorgen bereitet, ist das Gefühl, dass wir uns bereits inmitten eines Prozesses befinden, in dem faschistoide Denk- und Handlungsmuster wieder an Boden gewinnen. Nein, wir leben natürlich nicht in einem faschistischen System, noch nicht. Aber ich beobachte, dass einzelne faschistische Elemente bereits spürbar in unserer Gesellschaft verankert sind, in der Sprache, in der Rhetorik mancher demokratischer Politikerinnen oder Politiker, in

den Feindbildern, die wieder salonfähig gemacht werden, und im Verlust an politischer und moralischer Wachsamkeit. Diese Entwicklungen verlaufen selten abrupt. Sie schleichen sich ein, zunächst an den Rändern, dann in den Diskurs der Mitte. Genau deshalb ist es so wichtig, hinzusehen und nicht erst zu handeln, wenn es längst zu spät ist.

Vor Kurzem besuchte mich ein Freund aus meiner Lieblingsstadt Hamburg. Ein Freund aus alten Studientagen, jemand, mit dem man sich hervorragend über politische Entwicklungen austauschen kann. Nach einem Besuch im Biergarten ließen wir den Abend in einer Bar ausklingen. Wir saßen am Tresen, als ein Mann Mitte dreißig mit weißem Hemd vom Ende desselben immer wieder zu uns herüberschaute. Irgendwann kam er zu uns und stellte sich vor. Er war stark angetrunken. Wir luden ihn zu einem weiteren Drink ein und unterhielten uns anfänglich über dieses und jenes. Bis er plötzlich anfang, mir Fragen über meine Herkunft zu stellen. Meine inneren Alarmglocken läuteten. Auffällig war, dass er nicht locker ließ, er fragte immer wieder nach, wollte offenbar die Antwort, die er sich selbst bereits gegeben hatte, bestätigt wissen. Meine mehrfache Beteuerung, dass ich aus Ostfriesland käme, gefiel ihm nicht; er bohrte penetrant nach. Genervt winkten wir irgendwann ab und baten ihn freundlich, aber bestimmt zu gehen. Natürlich ignorierte er diesen freundlichen Hinweis und setzte verbal noch einen obendrauf. Zu meinem Freund sagte er laut: »Wenn ich betrunken bin, bin ich rechtsradikal.« Was tatsächlich hinter dieser Aussage steckt, lässt sich schwer deuten. Letztlich erinnerte er uns an die vielen jungen Menschen auf Sylt im Frühling 2024, die provozierend, aber mit Inbrunst zur Melodie von *L'amour toujours* die Parole »Ausländer raus« grölten.

Nach der Bekundung seiner Gesinnung drehte der Gast sich in meine Richtung, um mir die folgende Frage zu stellen: »Was sagt denn der N* dazu?« Wir erneuerten unsere Aufforderung, dass er sofort gehen solle. Er spürte wohl unmittelbar, dass die Situation kurz vor der Eskalation stand und verließ nach seiner verbalen Entgleisung tatsächlich schnurstracks den Laden – um aber nach nur wenigen Minuten zurückzukommen. Er forderte meinen Freund auf, mit ihm hinauszugehen, was dieser natürlich nicht tat. Dann ging er erneut und der Abend war für uns gelaufen. Unsere anfänglich gute Laune war wie weggewischt. Vor allem aber beschäftigte uns die Frage, ob eine solche Situation vor wenigen Jahren genauso abgelaufen wäre – wahrscheinlich nicht.

Diese Vermutung ist kein bloßes Bauchgefühl, sondern wird auch von handfesten Daten widerspiegelt. Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2024 zeigt, dass der Anteil der Menschen mit einem geschlossen rechtsextremen Weltbild bundesweit auf rund fünf Prozent gestiegen ist, nach Jahren deutlich niedrigerer Werte. Noch klarer ist die Entwicklung bei ausländerfeindlichen Einstellungen zu erkennen: Im Westen Deutschlands teilt inzwischen knapp ein Fünftel der Befragten ein geschlossen ausländerfeindliches Weltbild, und rund ein Drittel stimmt der Aussage zu, Deutschland sei durch »die vielen Ausländer überfremdet«.³

Es zeigt sich, dass Ressentiments nicht neu sind, sie treten aber offener zutage. Wie in dieser Bar, einem eher alternativen Ort, wo besagter Gast selbstbewusst und unverblümt seine rechte Gesinnung kundtat. Das scheint wieder normal, salonfähig geworden zu sein. Rechte fühlen sich heute gestärkt und bestätigt. Sie halten sich nicht mehr zurück mit ihrem Hass. Ob es ein plötzlicher Remppler in der Bahn ist, das Anpöbeln beim Spaziergehen, oder etwas Kurzes, Prägnan-

tes, das mir der Herr auf dem Fahrrad entgegenschleudert, es ist unüberhörbar.

In Deutschland werden Höchststände an rechten Straftaten verzeichnet. Allein im ersten Halbjahr 2024 wurden über 10 000 Fälle gemeldet, das sind 3000 mehr als im Vorjahr. Und, was wichtig ist: Das sind nur die gemeldeten Straftatbestände. Die geschilderte Situation in der Bar zählt nicht dazu. Das macht etwas mit mir und vielen anderen Menschen. So geschult und emotional gefestigt man auch sein mag, an diesem Punkt treffen Rechte einen Nerv. Sie verbreiten ein Gefühl der Angst.